

Auf dem Weg zum Professor neuen Stils

Die Berufung in historischer Perspektive

| RAINER CHRISTOPH SCHWINGES | **Das Berufungswesen unterliegt ebenso wie die Universitäten einer ständigen Veränderung. Der Berufungswandel des 19. Jahrhunderts klingt bis heute nach und hat Erfolge für das gesamte Universitätswesen bewirkt.**

Nicht erst seit heute gilt der Wettbewerb um die besten Köpfe als eines der herausragenden Wesensmerkmale der europäischen Universitäten seit ihren ersten Anfängen im 13. Jahrhundert. Dem Wandel von Universität, Wissenschaft und Gesellschaft folgt auch ein Wandel des Berufungswesens: Der Beste um 1500 ist nicht der Beste um 1800 oder der oder die Beste um 2013.

Die wichtigste historische Station, die bis heute nachklingt, ist jene, die mit dem Begriff „Berufungswandel“ belegt ist. Dieser Wandel ist ein Kernstück der so genannten klassischen Universität, die sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum und bald auch darüber hinaus in Europa und Übersee modellhaft im Ganzen oder in einzelnen Strukturelementen durchzusetzen begann, und die wir gewohnt sind, mit der Chiffre „Humboldt“ zu belegen. Neben die berühmten Prinzipien von „Einsamkeit und Freiheit“, der Verbindung von Forschung und Lehre, der wissenschaftlich fundierten Bildung, der Wissenschaft als Einheitsbegriff sowie der betonten Gleichgestimmtheit und Gleichberechtigung der Wissenschaft treibenden Personen, tritt der Berufungswandel gleichsam als Durchfüh-

rungsinstrument der neuen Ideen hinzu und veränderte Fächer und Fakultäten von Grund auf. Entstanden ist dabei ein neuer Professorentyp, besser gesagt, er hat sich durchgesetzt oder ist durchgesetzt worden gegen viele Kräfte am jeweiligen Ort ganz unterschiedlicher Provenienz: Bloß Neu gegen Alt wäre hier eine viel zu oberflächliche Aussage. Wie immer bei Reformen in der Universität fand diese nicht überall gleichzeitig, nicht gleich verbindlich und intensiv statt, sondern mit größter Bandbreite zwischen raschen und schleppenden Verfahren.

Neuer Professorentyp

Was das Neue ausmachte, war das „Qualifikationsprofil“ des Professors. Dass diesem nunmehr prinzipiell eine disziplinbezogene und darin leistungsbezogene Auslese aus dem gesamten deutschen Sprachgebiet zugrunde lag und sich dabei eine „Wettbewerbsgesellschaft“ mit höchst fruchtbaren Herausforderungen bildete, dürfte von enormer, äußerst folgenreicher und bis heute nachhaltiger Wirkung gewesen sein. Damals standen dem landesuniversitären Regionalismus erstmals die ganze Nation und teilweise auch die sprachverwandte Internationalität als Rekrutierungsraum gegenüber,

so dass „Auswärtigkeit“, das „Von-Auswärts-Kommen“ für den Professor neuen Stils zu einem legitimierenden Profilmoment im Berufungsverfahren wurden. Dass dahinter zahlreiche gesellschaftliche Basisprozesse abliefen, darunter die absolut erstrangige, verkehrs- und kommunikationstechnische Innovation der Eisenbahn, die die neue Mobilität im Sprachraum erst möglich machte, sei nur erwähnt, zumal Zeitgenossen des Berufungswandels selbst von „Eisenbahnprofessoren oder Eisenbahnmenschen“ (Etienne Laspeyres) gesprochen haben.

Für die klassische Universität gewann die Forschungsleistung ihrer Professoren geradezu konstitutive Bedeutung: Indem nämlich die Universität neben dem nun ganz selbstverständlich finanzierenden und immer mehr finanzie-

»Der Beste um 1500 ist nicht der Beste um 1800 oder der oder die Beste um 2013.«

renden Staat auch durch die öffentliche Meinung und die öffentliche Überzeugung, dass die Universitäten ein wertvoller nationaler Gesamtbesitz seien, mitgetragen wurde. Die Leistungen ihrer Professoren wurden jetzt über die Gelehrtengemeinschaft hinaus allgemein anerkannt. Offenbar steuerte der wissenschaftliche Wettbewerb dabei auch die soziale Haltung der einzelnen Universitätsmitglieder, zwang zur Überprüfung der alten Kriterien und schuf neue, so jedoch, dass – was auch immer sonst noch gelten mochte an Konfession, Herkunft und Verbindungen – die wissenschaftliche Forschungsleistung zum Standardkriterium wurde. Im Resultat kam es jedenfalls zu einer unerhörten Qualitätssteigerung des gesamten Uni-



AUTOR

Rainer Christoph Schwinges war bis zu seiner Emeritierung Ordinarius für Allgemeine Geschichte des Mittelalters an der Universität Bern und leitet heute das internationale Repertorium Academicum Germanicum (www.rag-online.org).

versitätssystem, das sich nun so etwas wie einen freien Professorenmarkt auch über Staatsgrenzen hinweg leisten konnte.

Innerhalb des Kaiserreiches gingen Sachsen und Baden, ganz besonders aber Preußen voran, das allein zehn der 21 Universitäten im Reichsgebiet vor 1900 besaß. Berühmt-berüchtigt ist das so genannte „System Althoff“ geworden, mit dem der preußische Ministerialdirektor im Kultusministerium, Friedrich Althoff, ehemals Straßburger Rechtsprofessor, das deutsche Hochschulwesen von 1882 bis 1907 so grundlegend modernisierte, dass er sein Ziel, der deut-

»Die vormodernen Universitäten funktionierten meistens als »Familienuniversitäten.«

schen Wissenschaft (als Teil nationaler Politik) Weltgeltung zu verschaffen, um die Jahrhundertwende erreichte. Mittel dazu waren neben der Vermehrung staatlicher Leistungen die zentrale, wesentlich von ihm und seinen Gewährsleuten, Agenten und Referenten in den Universitäten gesteuerte Berufungspolitik und Berufungspraxis, gekoppelt mit zwei außerordentlich wichtigen strukturellen Maßnahmen, der Reform der Professorenbesetzung zum einen und der Einrichtung einer Hochschulreferentenkonferenz zum anderen, die eine Kooperation zwischen den Universitäten institutionalisieren sollten. Althoffs Berufungssystem, sein „aufgeklärter Absolutismus“, der ihm sogar von Feinden zugestanden wurde, bestand darin, einen „Mann von Talent“ (den sprichwörtlich gewordenen „guten Mann“), wozu neben der Forschungs- fast immer auch die überprüfte Lehrleistung gehörte, in eine „Qualitätslaufbahn“ zu brin-

»Wer am sichersten Professor werden wollte, blieb am besten an seiner einmal gewählten Universität sitzen.«

gen, nicht selten gegen die Fakultäten, gegen die Verfechter tradierter korporativer Freiheiten, vom Extraordinariat zum Ordinariat, von Einsteiger-Universitäten zu End-Universitäten (wie z.B. Berlin). Hinzu trat eine Fülle individueller Förderung am Berufs- oder Bleibeort, keineswegs nur finanzieller Art.

Nun gehörte Althoffs System, so wirkmächtig es auch für sich war, bereits dem allgemeinen um sich greifen-

den Berufungswandel des 19. Jahrhunderts an, und manche der neuen Ideen hatte Althoff selbst während seiner professoralen Sozialisation erlebt.

Vorklassische Universität

Station und Stichwort „Berufungswandel“ besagen freilich auch, dass es einmal anders gewesen ist, nicht schlechter, nicht besser, sondern anders und der Vormoderne oder der vorklassischen Universität und ihrer umgebenden Gesellschaft durchaus angemessen, als Universitäten und Professoren Leistung und wissenschaftliche Qualität anders definierten. Diese früheren Verhältnisse verdienen ebenfalls und für sich genommen Aufmerksamkeit. Von den bekanntesten Ausnahmen in Wittenberg, Halle oder Göttingen abgesehen, funktionierten die meistens vormodernen

Universitäten – natürlich im idealtypischen Sinne – als „Familienuniversitäten“, die sich im hohen Maße im Besitz von „Universitätsfamilien“ befanden. Deren soziale Basis war in aller Regel das landesstaatliche so oder so konfessionell gebundene Bürgertum aus Beamten- und Pfarrersfamilien, das vor allem aus ratsfähigen Familien des Universitätsortes oder benachbarter Städte hervorgegangen war. Lehrstuhlvererbung vom Vater auf den Sohn oder auf entferntere Verwandte war nicht nur möglich, sondern weitgehend strukturbildend. Fakultäts- und Fächerstrukturen wurden den familiären Bedürfnissen angepasst, indem der Aufstieg von der niederen zur höheren Fakultät, innerhalb der Fakultät der Aufstieg vom schlechteren zum besseren Lehrstuhl und die Kumulation von Lehrstühlen verschiedener Fakultäten möglich waren, wie man es eben vom Umgang mit den Pfründen der römischen Kirche

bzw. dem nachreformatorischen, säkularisierten Kirchengut gewohnt war. Nicht selten haben Gelehrtdynastien Fächer

und Wissen generationenlang dominiert, nicht selten über mehr als ein Jahrhundert hinweg. Der Professor dieses alten Stils oder alten Typs war der Gelehrte enzyklopädischer Ausbildung und ebensolcher Tätigkeit, dem ein Wissenschafts- oder Forschungsinteresse im modernen Sinne fehlte, der freilich gar keinen Bedarf danach hatte und sich dessen wohl auch gar nicht bewusst war. Er zeigt sich als das Produkt einer

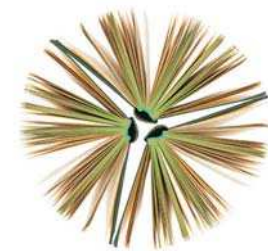


SAGE journals

Erhalten Sie kostenlosen
Online-Zugriff auf den
gesamten Inhalt der
SAGE Journals, vom
1.-31. Oktober 2014

Registrieren Sie sich bitte hier
bit.ly/forschunglehre

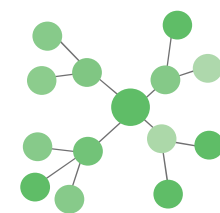
SAGE bietet eine Reihe von digitalen
Produkten an, um Sie in Ihrer
Forschung und Lehre zu unterstützen



SAGE knowledge

Über 4200 eBooks-Titel

knowledge.sagepub.com



SAGE research methods

Die essentielle Online-Plattform für
Forscher und Studenten

sageresearchmethods.com

Für weitere Informationen kontaktieren
Sie bitte Ihren regionalen Vertreter
tom.petras@sagepub.co.uk

SAGE

sozial sehr stark determinierten Gelehrtenkultur, die folglich dem Tradieren am ehesten verpflichtet gewesen ist. Zugehörigkeit war hier das entscheidende Berufungskriterium, der Standard sozialer Nähe, der wissenschaftliche Leistung jedoch nicht ausgeschlossen hat.

Man darf sich dieses System aber nicht allzu statisch vorstellen. Planung und Verhalten der Universitätsfamilien wurden immer wieder gestört, sei es durch Kriege und Kriegsfolgen, sei es durch religiös-soziale Bewegungen, immer wieder auch durch Eingriffe der städtischen Obrigkeiten oder der Landesfürsten und ihrer Höfe, die nicht immer vom verwandten Milieu des städtischen und höfischen Beamtentums abgefedert werden konnten. Störungen gab es auch durch den Einfluss von gelehrten Autoritäten bzw. durch deren Empfehlungen, ferner natürlich durch

»Quotenregelungen sind historisch gesehen alles andere als neu.«

Zufälle oder schlicht durch die Leistung eines, der nicht „dazu gehörte“, eines Außenseiters. Normalerweise heiratete jedoch der erfolgreiche Neuling in die Gelehrtenfamilie ein, wurde ein „gelehrter Schwiegersohn“, sodass durchaus Bewegungen entstanden und durch „frisches Blut“ verbesserte Überlebenschancen der Universitätsfamilien eintrafen. Oft ging das so bis ins 19. Jahrhundert.

Spätmittelalterliche Universität

Auch für die ältere Vormoderne, die spätmittelalterliche Universität im Übergang zur frühneuzeitlichen, wird man einen Berufungswandel postulieren können, spätestens dann, wenn der Berufene aus dem kirchlich-monastischen Hintergrund der Universität heraustrat, aus dem sein Vokabular (Beruf, Berufung) stammte, und seiner Berufung folgend statt in einen Orden mit Profess, in eine künftige Profession, eine Professorenlaufbahn eintrat. Soviel zur Etymologie von Berufung aus ihrem mittelalterlichen Umfeld.

Am Anfang stand die Kooptation, das Selbstergänzungsrecht der Magister von Paris um 1200, das zunächst mit Papstes Hilfe durchgesetzt und gegenüber örtlichen Kräften immer wieder zäh verteidigt werden musste. Dies alles entsteht mit der Universität, und zugleich als ein Kompromiss, der es auch

von Anfang an ermöglichte, dass der Spannungsbogen zwischen der Korporation und der Trägerschaft nicht zerbrach: Die Überprüfung gelernt-gelehrter Fähigkeiten der Kandidaten oblag den gewählten Examinatoren der Korporation, die förmliche Anerkennung der erreichten Grade und das Erteilen der zugehörigen ubiquitären Lizenz, also wo auch immer gradgemäß zu lehren, kam äußeren, zunächst geistlichen Kräften zu. Bei fortschreitender sozialer Determiniertheit der Gesellschaft, die die Universitäten nicht aussparte, stieß das Modell der *licentia ubique docendi* freilich sehr bald an seine Grenzen. Berufungen auf technisch sozialer Ebene, Rezeptionen, so der damalige Fachbegriff, waren überall streng geregelt, und die entsprechenden Fakultätsstatuten galten prinzipiell, auch wenn sie immer wieder sozial und herrschaftlich überformt werden konnten. Wer am sichersten Professor werden wollte, blieb am besten an seiner einmal gewählten Universität sitzen oder kam bald aus erlaubtem Auswärtsstudium zurück, blieb also ein Hiesiger, der sich gemäß Lokationsordnung seiner Universität ausrechnen konnte, wann er als regierender Magister oder ordinarie lesender Professor zum Zuge kam, wenn nicht Obrigkeit oder Landesfürst es anders wollten. Zum 15. Jahrhundert hin verstärkte sich die Tendenz, nicht zuletzt um Einfluss und Einkommen in der eigenen Universität zu sichern, anderswo promovierte Gelehrte abzulehnen und als unerwünschte Kandidaten zu behandeln, sie zumindest aber einer erneuten Prüfung zu unterziehen, was der ursprünglichen *licentia* oder *venia docendi* widersprach. Rezeptionsvorgänge sind denn auch in den höheren Fakultäten der Jurisprudenz, der Theologie und der Medizin überschaubar geblieben. Im Konfliktfall jedenfalls konnte das Argument, ein *non hic promotus* zu sein, das Karriereende an der betreffenden Universität bedeuten. Diese Entwicklung sollte auch mitbedacht werden, wenn vom Entstehen der Gelehrtdynastien, im deutschen Sprachraum etwa seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, die Rede ist, den Anfängen der späteren, frühneuzeitlichen Universitätsfamilien.

Soziale Kriterienbündel

Der Berufungswandel des 19. Jahrhunderts mag zwar tradierte familiäre Strategien durchkreuzt haben, die dem neuen wissenschaftlichen Standard nicht genügen, der Wandel hatte schließlich

nachweisbar enorme Erfolge für das gesamte Universitätswesen, setzte jedoch soziale Kriterienbündel aus Herkunft und Netzwerken keineswegs außer Kraft, um einen „guten Mann“ zu kreieren. Er legte aber in der Konsequenz, auch wenn es lange dauerte und der Prozess bis heute noch lange nicht abgeschlossen ist, die Basis für die „gute Frau“, die Professorin in Universität und Wissenschaft. Bei der Frauenberufung kommen allerdings die sozialen Kriterien viel stärker und offener zum Vorschein als bei den Männern und erforderten einen neuerlichen Berufungswandel. Bereits in den 1950er Jahren gab es entgegen verbreiteter Klage genügend Privatdozentinnen, die man hätte berufen können, nur waren sie nicht so in die männlich dominierten Netzwerke eingebunden, dass ihre wissenschaftlichen Leistungen überhaupt ausreichend wahrgenommen wurden, und wenn doch, blieben ihnen signifikant häufiger die rangniedrigeren Professuren oder die wegen des „Auswärtsprinzips“ verpönten Hausberufungen. Frauen teilten freilich hier das Schicksal aller, die die Interaktion von Leistungs- und sozialen Faktoren aushalten mussten. Soziale Ungleichheit betraf nicht nur das Geschlecht, sondern auch den Sozialstand und die Konfession. Für männliche Katholiken und Juden war es lange fast ebenso schwer, leistungsdäquat berufen zu werden wie für Personen, die nicht aus dem Bildungsbürgertum stammten. Während diese Faktoren allmählich im Laufe des 20. Jahrhunderts in den Hintergrund traten, scheint Geschlecht noch immer die „hartnäckigste Kategorie sozialer Ungleichheit“ (S. Paletschek) zu sein. Die immer wieder diskutierten Quotenregelungen sind historisch gesehen allerdings alles andere als neu. Sie waren bereits „Begleitmusik“ des Berufungswandels im ausgehenden 19. Jahrhundert, etwa zugunsten katholischer Privatdozenten oder zugunsten von Landeskindern, um nach den ersten Jahrzehnten des Einklinkens in den großräumigen Wettbewerb gegen tatsächliche oder empfundene „Überfremdung“ steuern zu können. Das Problem bleibt bestehen. Vielleicht sollte es neben den notwendigen strukturellen Maßnahmen ab und zu auch einen „Althoff“ geben.

Gekürzte Fassung eines zuvor im VHS-Bulletin der Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden Nr. 3/4 November 2013 erschienen Beitrags.